Zeitschrift: Acta Tropica
Herausgeber: Schweizerisches Tropeninstitut (Basel)
Band: 5 (1948)
Heft: 3

Artikel: Der Fliegende Hund im Brauchtum der Qunantuna auf Neubritannien
Autor: Laufer, Carl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-310163

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Fliegende Hund im Brauchtum der Qunantuna auf Neubritannien.

Von Carl Laufer M. S. C.
Cath. Mission, Kokopo, New Britain.

(Eingegangen am 24. November 1947.)

Das Genus der Chiroptera (Handflügler) ist auf der Insel New Britain in etwa 25—30 Spezies und Unterarten vertreten, und zwar in allen möglichen Größen, angefangen von der eigentlichen Fledermaus mit nur wenigen Zentimetern Flügelspannweite bis hinauf zum Fliegenden Hund, einem Verwandten des malayischen Kalong, der mit ausgebreiteten Flügeln bis zu 1,50 m und darüber hinaus mißt.

1. Die Arten und einheimischen Namen.

Der Eingeborne, der zwar eine gute Beobachtungsgabe besitzt, aber natürlich nicht wissenschaftlich klassifiziert, faßt alle diese Arten unter dem gemeinsamen Namen: a qanao zusammen, obwohl er ziemlich gut die Unterschiede kennt. So weiß er beispielsweise genau, daß die kleinen Fledermäuse zu den Carnivoren gehören, während die Gruppe der Flughunde sich von Früchten nährt. Da die Fledermäuse für ihn aber praktisch kaum von Bedeutung sind, ordnet er sie auch dem Namen nach in den Allgemeinbegriff qanao ein, der im strengeren Sinne eigentlich nur die Flughunde umfaßt. Alle diese verschiedenen Flattertier-Arten rechnet er ihrer Schwingen und Lebensweise wegen zur Klasse der Vögel (a beo), ist sich indessen wohl bewußt, daß sie im übrigen Säuger sind.

Die größte Art (Pteropus Karandrini) wird in der Qunantunasprache a bequr oder a burega genannt, in den Randdialekten auch: berug (in Vunamarita), bui (in Nodup), To Gaigai kapiaka (auf Vuatam Isl.) und kokop. Die meisten dieser Bezeichnungen sind wohl als Nachahmung seines Schreies, bzw. des Flügelschlages entstanden; gaigai kapiaka heißt: «Brotfruchtesser». Das größte Exemplar, das ich zu Gesicht bekam, war ein ausgewachsenes, trächtiges Weibchen von 33 cm Körperlänge und 1,78 m Flügelweite, das ich im Sept. 1932 erlegte. Die alten Tiere (a liva) haben einen silbergrauen Pelz und sind oft über und über mit dicken Zecken (a ut na qanao) bedeckt, besonders im Nacken.

Eine andere Pteropusspezies nennt sich: a mateliqa oder tamaliqa, d. h. «Streifengesicht» (wegen der Kopfzeichnung), wohl auch: muar («Kakadu») oder pap («Bussardadler») wegen des weißen Brustteiles, indes die übrige Körperbehaarung dunkel bis schwarz ist. Eigentümlicherweise fehlt ihm der Schwanz.

Eine dritte Pteropus-Art ist klein und braun, trägt einen weißen Schulterfleck und wird: qanao pal a tete, livlivur tete, pilitata (in Nodup) oder kuri genannt. Pal a tete ist im eigentlichen Sinne die Blütenscheide am Ende der Bananentraube, die im Alter von rostbrauner Farbe ist.

Der Kahlrücken-Flughund (Hypoderma peronii) ist ein eigentümlicher Geselle. Ihm ist die Flughaut nicht an den Körperseiten angewachsen, sondern am Rücken, der nur in der Jugend eine spärlich behaarte Längsfalte aufweist. Außerdem fehlt die Daumenkralle. Der Pelz ist von aschgrauer Farbe, unter den Augen und Lippen befinden sich starke Haarborsten. Die Körperlänge beträgt etwa 16 cm bei einer Flügelweite von 60 cm. Die Eingebornen nennen ihn a qanao Vurar (nach der Insel Vurar) oder auch a matamolo, molamolo, d. h. «Faulenzer». In seinem Buche «Bilder aus der Südsee» (Berlin 1904) erwähnt Dr. Heinrich Schnee unter dem Namen Eunycteris papuana einen Fliegenden Hund, der nach seiner Beschreibung aber wohl mit Hypoderma identisch ist.

Zu den Macroglossus-Flughunden gehört der qanao na lama oder tabataba kubur a lama, d. h. «Palmenhänger» mit hellgrauem Kopf und Hals und sonst schwärzlichgrauer Körperbehaarung; Flügelweite etwa 80 cm.

Die Röhrennase Harpya cephalotes wird von den Eingebornen qanao ibuta genannt, offenbar in Anlehnung an die ibuta-Nasenpflöckchen, die bei feierlichen Gelegenheiten von alten Männern getragen werden. Denn in der auffallend kurzen Nase dieses Fliegenden Hundes treten die Löcher wie Röhren aus der Schnauze hervor. Wegen der weißlichen Streifen auf der Stirn und um die Augen heißt man ihn auch a lor («Totenkopf») und wegen der abstoßenden Gesichtsbildung gie vara («Truggesicht») oder gorok («Nasenfraß»). Ein weiterer Name ist: qanao lira, der «Die-Zähne-zeigende».

Von den eigentlichen Fledermäusen seien zwei Arten genannt: Abramus molossus, die Höhlenfledermaus, und die Vesperugo-Hausfledermaus. Die erstere trägt wegen der Streifenfärbung verschiedene Namen in Anlehnung an ähnlich gezeichnete Tiere und Pflanzen: a vartumu kaukauk (bunt wie der Gukelkukuk Eudynamis rufiventer), tok (wie Meeräsche), karur (wie Minzenart) usw. Zur zweiten Art gehören die kleine tabulbulu (die «Herunter-

rollende») und die etwas größere mumul. Diese Aufzählung möge genügen [1].

Nach der Haltung der Flügel unterscheidet der Eingeborne: a paruperina, ein Tier, das in seine Schwingen wie beim Schlafe eingehüllt ist (parpar heißt «Hülle», «Kleid»); a tabatabana, ein Tier, das die Schwingen hängen läßt, wenn es z. B. angeschossen ist; a ura ilil madar, ein Tier mit ausgestreckten Flügeln wie beim Klettern oder beim Heranziehen von Früchten. Das trächtige Weibchen heißt a kap bul, das Junge a pitpitil, d. h. das «Die-Mutter-umklammernde», oder a qanao vinavan, wenn es schon selbständig umherklettert, sich aber noch nicht recht zu fliegen wagt. Die größeren Tiere nennt man allgemein taltalivan, die «Herumflatternden», die alten a liva oder a vake rakan und einen Schwarm a pakar na qanau oder a kip. Somit hat nicht bloß jede Spezies, sondern auch jede Phase im Leben des einzelnen Tieres seinen besonderen Namen.

2. *Die Lebensweise der Fliegenden Hunde.*

Alle Handflügler bilden Gesellschaften und leben in Kolonien beieinander; gewissermaßen ist das ihr Standquartier, zu dem sie immer wieder zurückkehren. Die größeren qanao hängen tagsüber schlafend in den schattigen Kronen hoher Urwaldbäume wie irima (Octomeles sumatrana) und besonders qiao rebarebe (Ficus prolixa), deren trossenartige Luftwurzeln ihnen ein sicheres Versteck und die beste Gelegenheit zum Herumklettern bieten. Eng in die fettige Flughaut gewickelt, das Gesicht verhüllt und den Rücken der Sonne zugekehrt, verschlummern sie den hellen Tag, bis die Dämmerung einsetzt. Dann wird es in den Baumkronen lebendig. Ein Fliegender Hund nach dem andern läßt sich fallen, breitet die flappenden Schwingen und segelt in östlicher Richtung davon, und zwar der sensitiven Augen wegen, die nicht einmal den Nachschein der untergegangenen Sonne vertragen können. Bei regnerischem, trübem Wetter sind die Tiere schon bedeutend früher rege. Der allabendliche qanao-Flug gehört notwendig hinein in den Rahmen eines tropischen Stimmungsbildes.

Oft segeln die Fliegenden Hunde in sehr großer Höhe. Obwohl schwerfällig, sind sie doch recht ausdauernd und steuern unentwegt gegen den stärksten Wind an. Ihre Futterplätze, die nicht selten recht weit entfernt liegen je nach der Fruchtzeit der einzelnen

---

[1] Die wissenschaftlichen zoologischen Angaben entnehme ich *P. Meyer,* Wörterbuch der Tuna-Sprache (Manuskript 1921) und vor allem *P. Futscher,* der ein umfangreiches Namenverzeichnis der einheimischen Flora und Fauna zusammengestellt hat (leider noch Manuskript).

Baumarten, befinden sich meist in der Nähe menschlicher Siedlungen, besonders am Ufer. Bevorzugt werden: a ela (Inocarpus edulis), a koai (Mangifera), a kapiaka (Artocarpus) und nicht zuletzt Bananen. Zum Schutz gegen die gefräßigen qanao werden die reifenden Trauben von den Eingebornen vielfach mit Blättern und Bast umwickelt. Die Tiere gehen sehr wählerisch zu Werke und verderben dadurch mehr, als sie zum Fressen brauchten. Eine Menge halbreifer Früchte werden angebissen und dann fallen gelassen. Von den ela- und koai-Früchten wird nur das äußere Fruchtfleisch gefressen, die harten Kerne fallen zu Boden. Da die qanao bei der Nahrungssuche regelmäßig miteinander in Streit geraten, tragen sie die abgepflückten Früchte oft in der Schnauze mit sich, um sie irgendwo in Ruhe verzehren zu können. Auf diese Weise haben sie die Verbreitung von Fruchtbäumen auch in sonst unwirtliche Gegenden bewirkt, was der Eingeborne sehr gut weiß. Erst bei Morgengrauen flattern die gesättigten Tiere wieder westwärts ihren heimischen Rastplätzen zu.

Von ihrer sonstigen Lebensweise wissen die Qunantuna zu berichten: ihre Notdurft verrichten die Fliegenden Hunde nicht im Hängen, sondern zu dem Zwecke haken sie sich mit den Daumenkrallen auf, kriechen am Ast entlang oder fliegen eine Runde um den Baum. Man behauptet sogar, daß die qanao oft sehr dicht über die See fliegen, um in der Schwanzmulde Wasser zu schöpfen und eine Spülung vorzunehmen. Der Kot der Flughunde (wie auch der der kleinen Fledermäuse) soll, wenn er trocken zerstäubt wird, Hals- und Nasenkatarrh verursachen, niedertröpfelnder Urin dagegen Blindheit. Wegen der Ähnlichkeit mit qanao-Kot wird auch das Kindspech der Neugebornen mit dem gleichen Namen a teke na qanao benannt [2]. Ebenso verlacht man einen Menschen, der das Betelkauen noch nicht recht versteht und statt des normalerweise roten Betelsaftes eine grüngelbe Brühe ausspeit: a teke na qanao qo.

3. Der Fliegende Hund als Sexualsymbol.

Den Eingeborenen gilt der Fliegende Hund als Symbol der Geschlechtlichkeit. Wie bei keinem andern der einheimischen Säuger zeigen seine stark entwickelten äußeren Sexualorgane weitgehende Ähnlichkeit mit den menschlichen Genitalien. Zudem erblickt man in der Begattungsweise (Brust gegen Brust) ein weiteres Vergleichsobjekt. Sowohl bei den männlichen als auch bei den weiblichen Tieren sind die membra — übrigens die einzigen

[2] Vgl. *P. Meier,* Adoption among the Qunantuna. Washington 1929. (Publications of the Catholic Anthropological Conference. Vol. I, No. 1, p. 83 f.).

unbehaarten Teile des Rumpfes — so auffallend ausgebildet, daß selbst die Kinder schon die Geschlechter im Fluge zu unterscheiden wissen. Beiderseits der glans trägt das Männchen zwei nach rückwärts gerichtete Stacheln, die bei der Begattung sich spreiten, sonst aber normalerweise verdeckt sind. Schließlich geben diese Tiere einen solch penetranten Brunstgeruch von sich, daß die Qunantuna bei ihren nächtlichen qanao-Fängen genau wissen, wen sie vor sich haben. Im Gegensatz zur Begattung richten sich die Weibchen beim Gebären aufrecht und hängen sich mit den Daumenkrallen an den Ast. Das Neugeborne fällt in die muldenförmig ausgebreitete Flughaut zwischen Schwanz und Beinen und klettert dann am Haarpelz der Mutter zu den achselständigen Zitzen aufwärts, wo es sich mit den Daumenkrallen an den Schultern der Mutter festhakt. Mit dieser Last fliegt das Weibchen etwa 3 Wochen lang umher, allerdings nie sehr weit. Erst nach dieser Zeit ist das Junge so weit gewachsen, daß es die Mutter verlassen und selbständig in den Zweigen herumkrabbeln kann. Solange das weibliche Tier säugt, läßt es das Kleine nie im Stich; zur Zeit der Entwöhnung trägt es das Junge in einen fruchttragenden Baum, so daß es dort die Nahrung ohne fliegen zu müssen finden kann, solange es sich an das Ausfliegen noch nicht gewöhnt hat. So lauten die Aussagen meiner Eingeborenen.

Es ist kaum zu verwundern, daß die Qunantuna für ihr eigegenes Sexualleben in der geilen Natur der Fliegenden Hunde eine Menge Analogien finden und gebrauchen. Ein Mädchen mit kleinen, spitzen und ziemlich achselständigen Brüsten wird a qanao genannt. Schlimmer ist indessen der Schimpf, wenn man mit dem gleichen Wort ein lockeres Weib bezeichnet, weil sich dann der Vergleich auf den Geschlechtsteil erstreckt. Ein Scherzwort ist es, wenn man kleine Jungen mit Bezugnahme auf ihr Glied so anredet, was früher häufiger geschah und als Liebkosung aufgefaßt wurde. Eine Frau, die schwanger zu werden wünscht, läßt sich bezaubern durch das sogenannte oro tianan (Herbeirufen der Schwangerschaft): Umbinden einer Schnur mit eingeknoteten tabu-Schnecken (a kubu na tianan). Darüber wird neben anderen adäquaten Vergleichen gesprochen: a qanao i rorop, Iaan, das will besagen: «Wie ein trächtiger Fliegender Hund faul und schwer an den Zweigen hängt und nicht weit fliegt, so soll auch die Soundso schwer und träge werden durch Schwangerschaft.» Zu ähnlichem Zweck geschieht das kubul na tianan (magische Befruchtung durch «Speeren» mit einem Grasstengel) mit dem Zauberspruch: a qanao ritarite, a bul ritarite, «Wie der Fliegende Hund an der Brust ein Junges trägt, so soll auch die bis jetzt Unfruchtbare bald ein kleines Kind vor sich tragen».

Wie hier, so wird auch in der folgenden Zauberei unter bul das Mädchen oder die junge Frau verstanden (a bul avin) und nicht ihr Kind. Das läßt der nachstehende Text klar erkennen: A bul tiratira, a qanao tiratira, Iaan tiratira, a kubul tiratira, «dem Mädchen sollen die Brüste wachsen, wie der Fliegende Hund abstehende Zitzen hat. So soll auch die Soundso stehende Brüste bekommen durch den Grasstengel, mit dem sie beworfen wird». Tiratira heißt: mit vorgewölbter Brust keuchend einhergehen. Als Zeichen eingetretener Schwangerschaft sollen der Betreffenden also die Brüste schwellen wie beim Flughund (i vug tiratire ra u) [3].

Bevor die Männer einen männlichen Fliegenden Hund zum Braten vorbereiten, schneiden sie ihm die Geschlechtsdrüsen heraus, damit der abscheuliche Geruch nicht ins Fleisch übergehe. Das ist der *eine* Grund; der andere ist der, daß man diese Teile für den malira-Liebeszauber gebraucht. Zu diesem Zauberzwecke werden die Testikel zerdrückt und mit andern Ingredienzen vermengt, um dem Essen der begehrten Frau beigemischt zu werden. Dadurch soll in der Frau ein ungestümes Liebesverlangen nach dem betreffenden Manne wachgerufen werden. Ein anderer, wahrhaft sadistischer Brauch wurde mir durch einen alten Katechisten mitgeteilt: Aus Rache für eine verschmähte Liebe band sich früher ein Qunantunamann die erwähnten Penisstacheln des Fliegenden Hundes um das eigene Glied und überfiel so die betreffende Frau. Die Stacheln blieben selbstverständlich im Innern der mißbrauchten Frau zurück und verursachten mit der Zeit langdauernde Entzündungen und Vereiterungen. In ähnlicher Weise wurden auch gewöhnliche Holzsplitter (a it) verwendet. Heutzutage begnügt man sich indessen damit, echte qanao-Stacheln als Liebesmittel nur noch zum Tanz in den kagal-Kopfschmuck zu stecken.

4. Die Fliegenden Hunde als Geisterwesen.

Die Mitglieder der Männergeheimbünde erkennen in den alten Flughunden (bequr) ihre verstorbenen und zu igal-Wesen gewordenen Bundesbrüder wieder. Sie sind davon überzeugt, daß jene, die die Aufnahme in den pepe-na-lom-Bund erlangt haben, sich bei ihrem Tode in leichtbeschwingte Vögel oder Fliegende Hunde verwandeln. In ruhiger Beschaulichkeit leben sie dann in den schattigen, kühlen Wipfeln uralter Ficusbäume. Überaus zart und fein ist ihre Stimme, die hie und da in der Dunkelheit ihr lautloses Vorübergleiten kundtut. Wenn die Eingeborenen nachts drau-

---

[3] Vgl. zum Text: *J. Winthuis,* Das Zweigeschlechterwesen. Leipzig 1928, S. 35. Dazu die Kontroverse in *Meier,* Kritische Bemerkungen zu *Winthuis'* Buch «Das Zweigeschlechterwesen» (Anthropos, 1930, S. 86 f.).

ßen um den Feuerbrand hocken, sehen sie die fettigen Schwingen der großen qanao, die nahe vorbeihuschen, im unsicheren Lichtschein aufleuchten, was Anlaß zur Entstehung der Fabel gewesen sein mag, daß die igal-Geister einen hellen Schimmer um sich verbreiten. Die bekannte Zählebigkeit der Fliegenden Hunde, ähnlich wie die der Schlangen, ist offenbar der Grund gewesen, warum man beide Tiere zu Symbolen der Unsterblichkeit machte, die zu vermitteln der Sinn der Geheimbünde im allgemeinen ist. Fast alle pepe-na-lom-Leute haben einen qanao als Schutzgeist, der ihnen im Traume erscheint und Geheimnisse mitteilt. Auf der Insel Vuatam ist der Fliegende Hund sogar, zusammen mit Fischadler und Dugong, das Totemtier der Vunamakadao-Heiratsklasse.

Nicht nur die großen bequr, sondern überhaupt alle Arten von Flughunden und die Höhlenfledermäuse gelten als Geistertiere, als Inkarnationen von Verstorbenen; ihre Sammelplätze (Ficusbäume, Höhlen und Schluchten) sind die Eingänge ins Totenreich. Darum ist der Ausdruck mata na qanao identisch mit mata na tabaran, d. h. Aufenthaltsort der Totengeister. Die der niedrigsten Klasse angehörigen Geister sind die geschworenen Feinde der Menschen, stellen diesen ohne Unterlaß nach, schrecken sie und stehlen ihre Seelen. Die Aufgabe der Heilzauberer besteht nun darin, diesen Dämonen entgegenzutreten und mit der Hilfe ihrer eigenen, stärkeren Schutzgeister sie wieder in ihre Wohnorte im Busch zurückzutreiben: a kavavar i bunbun ia, iau bunbun ia. Ina qa bun vuavue diat ubara ra matamata na qanao . . ., «Das ist Zauber-Ingwer, der die Kraft zum Vertreiben hat; damit will ich die bösen Geister verjagen hinein in die Aufenthaltsorte der Fliegenden Hunde». Ist eine Menschenseele aber bereits gestohlen und ins Geisterreich verschleppt worden, so stellt man die didiavai-Prognose. Man bespricht Kalkstaub in der flachen Hand mit den Worten: A kabag i mule. Ina qa vamule pa ra tulugaina abara ra matamata na qanao, «Wie der Kalkstaub aufgeblasen emporwirbelt und wieder zur Erde zurücksinkt, so will auch ich die Seele des Kranken wieder heimholen aus den Aufenthaltsorten der Fliegenden Hunde». Das geschieht dann im Traume mit Hilfe der Schutzgeister. Nicht verwunderlich ist es, wenn die Eingeborenen besonders das bergige Hinterland von Baining als das Totenreich par excellence auffassen, denn von dort kommen allabendlich Scharen Fliegender Hunde in die bewohnten Küstenstriche, um am Morgen, eventuell mit geraubten Menschenseelen beladen, wieder in ihre Wildnis heimzuziehen.

Besonders gefürchtet sind die lor oder leor, deren Gesichtsausdruck Ähnlichkeit mit einem Totenschädel hat. Im Buschgebiet der Insel Vuatam werden sie tamelor genannt, am Ufer dagegen

versteht man unter dieser Bezeichnung ein Seetier. Die Fabel kennt auch richtige Vampyre, die den Namen tubaqap und To momeraqap, d. h. «Blutsauger» tragen. Sie speien das Blut während der Nacht draußen auf den Gehöftboden, ein Zeichen für die Bewohner, daß einer von ihnen sterben muß. In Nodup kennt man a qonoi, nächtliche Schemen mit leuchtenden Augen, die einsame Wanderer in Schrecken jagen und zum besten halten. Von der nalia-Art behauptet man, daß diese Tiere die Augen überhaupt nicht schließen können und daher stets mit offenen Augen schlafen. Da früher kein Eingeborener sich aus Angst vor tabaran-Totengeistern ohne Fackel nachts in den Busch wagte, so ist leicht zu begreifen, daß er in seiner Phantasie auch tatsächlich tabaran sah, da die Augen aller Nachttiere im Lichtschein rötlich aufleuchten.

Aber nicht nur die gefürchteten tabaran-Geister offenbaren sich in Tiergestalt. Auch die wohlwollenden tutanavurakit, eine Geisterklasse höheren Ranges, nehmen vorübergehend die Gestalt eines Fliegenden Hundes an, wenn sie mit ihren menschlichen Freunden in Verbindung treten. P. Kleintitschen berichtet eine interessante Mythe aus der Gegend von Paparatava: Ein Mann namens To Gareai saß nachts in seiner Bananenpflanzung, um die reifenden Fruchttrauben zu bewachen. Ein großer Fliegender Hund kam herbei und hängte sich an eine Staude, die sich unter der Last erdwärts senkte. Der Mann ergriff den Bananendieb und war schon daran, ihn zu erschlagen, als der Fliegende Hund zu sprechen anhub: «Töte mich nicht, denn ich bin ein guter Mensch.» Der erstaunte To Gareai trug das gefangene Tier in sein Gehöft, machte einen Kalkzauber darüber und erkannte sofort einen Tutanavurakit, den er um ein wirksames Liebesmittel anbettelte, ein Wunsch, den ihm der Geist auch erfüllte [4]. Ist jemand ernstlich erkrankt, so forscht der tena didiavai (Traumdeuter) nach der Ursache der Krankheit und dem Verbleib der gestohlenen Seele. Unter Anrufung seines Schutzgeistes legt er sich zur Ruhe und sieht dann im Traume seinen Freund in qanao-Gestalt vor sich. Zusammen begeben sie sich in das Totenreich und holen die Seele des Erkrankten zurück, der alsdann wieder genesen wird. In ähnlicher Weise erhalten die Zauberer von den tutanavurakit Aufschluß über neue Tanzlieder, Schmucksachen und ähnliche Erfindungen auf künstlerischem Gebiete.

---

[4] *P. Kleintitschen,* Mythen und Erzählungen eines Melanesierstammes. (Ethnologische Anthropos-Bibliothek, Band II, 1924, S. 283 f.). Eine Parallele dazu bringt S. 288 ff., nur handelt es sich in dieser Version um einen tutanavurakit in Krähengestalt, der die Bananen räubert.

5. *Der Fliegende Hund in der Schöpfungsmythe.*

In der Schöpfungsmythe der Qunantuna wird als erstes Tier der Fliegende Hund erwähnt. Der Urgeist hatte den ersten Menschen aus Erde erschaffen. Ebenso bildete er den Leib der ersten Frau und legte den qanao in ihren Schoß [5]. Gemeint sind die äußeren Sexualorgane, entsprechend der Betonung des maskulinen Merkmals in der Erschaffung des Mannes. Das stimmt mit dem bereits oben Gesagten überein, daß das Wort qanao vielfach mit Weib gleichgesetzt wird.

6. *Die Jagd auf die Fliegenden Hunde.*

All diese religiös-magischen Vorstellungen hindern den Qunantuna aber keineswegs, eifrig auf die Flattertiere Jagd zu machen. Sein Hunger nach Fleisch ist eben stärker als seine Furcht, bzw. Freundschaft mit den Geistern. Ihm stehen ja so viele Zaubermittel zur Verfügung, um die Geister aus den Tieren zu bannen und die Jagd zu einer für ihn ungefährlichen Beschäftigung zu machen, wenigstens so lang es gut geht. Doch über die unvermeidlichen Zwischenfälle später; besprechen wir zuerst die Technik des Fanges.

Nur den Höhlenfledermäusen stellt man tagsüber nach, während die Jagd auf die Fliegenden Hunde ein Nachtsport ist. Der Höhlenfang kann in zweierlei Weise vor sich gehen. Die erste Methode nennt sich a vatutug («Ausräuchern») und wird angewendet, wenn der Jäger allein und ohne Gehilfen ist. Hat er eine solche Höhle mit Fledermäusen ausfindig gemacht, in der die Tiere oft zu Hunderten an den Wänden hängen, so zündet er nahe beim Eingang mulmiges Holz und Gras an, das viel Rauch entwickelt, und dichtet das Flugloch mit Knüppeln und Grasplakken ab. Nach geraumer Zeit sind die Fledermäuse durch den Qualm erstickt oder wenigstens betäubt. Bei der andern Art schickt der Jäger seinen Gehilfen mit Kokosblattfackeln in die Höhle, während er selbst den Eingang durch ein Netz geschlossen hält. Die durch den Flammenschein aufgescheuchten Tiere suchen nach draußen zu entkommen, verwickeln sich aber in den Maschen des Netzes und werden mit einem Knüttel erschlagen. Das ist das a valitig (Fang mittels Fackeln), wie es auch bei der nächtlichen Riffischerei in Anwendung kommt. Die erbeuteten Tiere werden mit den Flügelenden zusammengebunden und auf eine Tragstange (a kip) gehängt. Daß sich der Eingeborne vor dem Betreten des Jagdgrundes erst durch einen kräftigen Schutzzauber gesichert

[5] Vgl. *Kleintitschen,* wie Anm. 4, S. 19.

hat, braucht nicht eigens erwähnt zu werden. Trotzdem kann es manchmal Unglücke geben durch Einsturz der porösen Tuffsteinhöhlen, besonders nach längerem Regenwetter. Der Verunglückte ist dann halt durch die beleidigten tabaran-Geister erschlagen worden.

In hellen Mondnächten hockt der Jäger oft auf einem seiner Fruchtbäume, um den Fliegenden Hunden aufzulauern. In der Hand trägt er an langer Bambusstange ein trichterförmiges Fanggerät (a tutuk), das einer ugut (Fischreuse) nicht unähnlich ist. Der Trichter besteht aus strahlenartig auslaufenden Rotanggeißeln, die mittels vavar-Bast (Hibiscus tiliaceus) an zwei oder drei innenliegende Rohrringe von verschiedener Größe festgebunden sind, so daß die Widerhakenreihen der Geißeln (Calamus ralumensis) einwärts gerichtet stehen. Bedeutend einfacher ist ein ähnliches Instrument: Die Spitze einer Bambusstange wird mehrfach gesplissen, und die Enden werden durch eingeschobene Ringe konisch auseinandergedrückt. Über den Trichter wird ein Stück alten Fischnetzes gespannt. Um die qanao anzulocken, trommelt der Jäger mit der Faust auf seine gewölbte Brust, wodurch ein dumpfer Ton erzeugt wird, der dem Flügelschlag Fliegender Hunde ähnlich ist. Bald stellen sich die ersten Besucher ein, die den Baum umkreisen und sich in das Gezweige hängen. Der Mann hebt vorsichtig sein Fanggerät und stößt es von unten her gegen das Tier (i tuk ra qanao). Sofort breitet es die Schwingen, um abzusegeln, verhakt sich aber in den Rotanghaken, bzw. in den Netzmaschen, je mehr es sich zur Wehr setzt. Der Jäger nimmt die Beute heraus, durchlöchert oder zerbricht ihr die Flügel und wirft sie zu Boden. Dann wird das Experiment beliebig oft wiederholt.

Eine andere, weitverbreitete Methode ist der nächtliche Fang der Fliegenden Hunde in großen Netzen. Zu diesem Zwecke schlagen die Eingeborenen im Busch eine Schneise zu den Bäumen hin, die von den qanao besucht werden. Beiderseits der Schneise wählen sie zwei höhere Bäume, in deren Kronen sie je einen langen Bambus aufstecken. Diese Stangen tragen an der Spitze eine Schlinge, durch die zwei Zugseile (a vara) laufen. Mittels dieser Lianen wird ein altes Fischnetz (a ubene) in der Schneise aufgezogen. An der gegenüberliegenden Seite schleudern ein paar Helfer Steine zwischen die hängenden qanao und scheuchen sie auf. Geblendet durch den Schein von Kokosblattfackeln suchen sie durch die geschlagene Lichtung zu fliegen und verstricken sich dabei in den Netzmaschen. Dann läßt man das Netz zur Erde gleiten und erschlägt mit Knütteln die darin gefangenen Tiere. Nach einiger Zeit, wenn die herumfliegenden qanao sich beruhigt haben und zu ihrem Baum zurückgekehrt sind, wird das Netz wieder auf-

gezogen, und der Vorgang wiederholt sich, oft die ganze Nacht hindurch.

Die Qunantuna-Jugend ist sehr geschickt, kleinere und tagsüber in den Kokospalmen hängende Flughunde mit einem panak (Bogen) oder der neuerdings durch Chinesen eingeführten Y-Schleuder (a saqai) zu erlegen. Es ist das mehr spielerischer Zeitvertreib als regelrechte Jagd.

7. *Der Jagd-Schutzzauber.*

Seltener betreibt man den Fang an den Rastplätzen der Fliegenden Hunde selbst bei Tageslicht. Die alten rebarebe-Bäume (Ficus prolixa) gelten durchweg als verrufene Geisterorte, die tunlichst gemieden werden. Obwohl sehr hoch, sind sie doch verhältnismäßig leicht zu ersteigen wegen der zahlreichen Stamm- und Luftwurzeln. Hier ist eine Jagd vielversprechend, weil ganze Kolonien von großen bequr in den Zweigen hängen und sich nur schwer im Schlafe stören lassen. Beherzte Jäger überwinden ihre Geisterfurcht, indem sie mit dem Fuß gegen den Stamm stoßen und die Beschwörung sprechen:

A qiao tarikiriki, a qiao tarikiriki. Iau ruarua vue ka ra kalkal iana. Iau ruarua vue ka ra patpatuana. A qiao tarikiriki. Iau ruarua vue ka ra tantadar. Iau ruarua vue ka ra umana tabaran. A qiao tarikiriki.

«Ich trete diesen Ficus-Baum, um zu veranlassen, daß die uralten, fast vergessenen Totengeister ihn verlassen. Ich trete den Ficus-Baum, damit alle vornehmen Geister (igal) und die Seelen verstorbener Häuptlinge und alle gewöhnlichen Dämonen von dannen gehen. Alle sollen den Ficus-Baum verlassen!»

Dieser magische Selbstschutz ist notwendig, sonst könnte es dem Jäger ergehen wie dem Eingebornen in der Sage: Dieser wurde zur Nachtzeit durch einen tabaran-Totengeist auf einem rebarebe sitzend überrascht. Der Geist machte ein Wetterleuchten, um den Fremden zu erkennen (i vabirao are ra tutana), und rief ihm zu: «Wenn du nicht sogleich eine Menge Fliegender Hunde für mich fängst, werde ich dich selber fressen.» Der Mann bekam es mit der Angst zu tun und suchte sich in der höchsten Spitze des Baumes zu verbergen. Der tabaran kletterte ihm nach, und zwar auf der einen Seite des Baumes, der Verfolgte aber glitt auf der andern Seite zu Boden und versteckte sich im Gestrüpp. Als der tabaran an ihm vorüberstürmte, gab er ihm von rückwärts einen Schlag über den Kopf, worauf der arme tabaran-Geist sich entschuldigte, er habe nur Spaß machen wollen. Das ließ der Mann aber nicht gelten und zerschmetterte ihm vollends das Rückgrat.

Dann holte er seine Freunde herbei. Sie zerschnitten die Geisterleiche und fanden darin die gestohlenen und ganz verschlungenen Flughunde (qanao). Diese brieten und verspeisten sie, aber die Leiche des tabaran selbst wollte auf dem Feuer nicht gar werden [6].

Der genannte Verscheuchungszauber heißt a ruarua davai (Betreten des Baumes), der Baum, auf dem man den Fliegenden Hunden auflauert: a davai na kokovoi (vom Verbum kove, kovoi = «Wache halten, aufpassen»).

Wollen die Tiere nicht so recht zu dem auf dem Anstand sitzenden Jäger kommen oder bleiben sie überhaupt aus, so weiß der Qunantuna sie durch einen Zauber (malira na kokovoi) herbeizulocken. Er bespricht eine tirip (Trinknuß) mit dem Zauberspruch:

A tirip i pua, a qanao i pua. A tirip i pua, a qanao i pua. Kov, kov, kov, kov. Kogi, kogi, kogi.

« Wie die Trinknuß (beim Zerschlagen) aufplatzt und ihren Inhalt entleert, so sollen die Flughunde (qanao) scharenweise herbeikommen.» (Anschließend die Nachahmung des Flügelschlages und des qanao-Schreies.)

Alsdann schlägt der Jäger die Nuß auf, nimmt den Mund voll Flüssigkeit und speit sie gegen den Stamm des Baumes. Oder er bespricht Kalkstaub in der flachen Hand und bläst ihn in die Höhe unter der Beschwörung:

Ma a turagan na malira To Puakia, ma a turagan To Muqur. Na qa al tobatobo vanavana upi kauqu ta qanao mabara Bainig, upi kauqu ta qanao na vinavana. Na qa al tobatobo vanavana upi kauqu ta matmatukana qanao mabarama Bainig. A turagan na malira To Puakia, a turagan To Muqur.

«Meine beiden Schutzgeister To Puakia und To Muqur mögen mir beim Fange helfen durch ihre Zauberkraft, daß die von Baining kommenden Flughunde (qanao) hier bei mir niedergleiten, wie Ranken, die man vom Baume zieht. Junge Tiere, die zum erstenmal ausfliegen, und alte, ausgewachsene Tiere, die aus den Baining-Bergen kommen, alle sollen meine Beute werden mit Hilfe meiner beiden Schutzgeister To Puakia und To Muqur!»

8. Die Fliegenden Hunde als Delikatesse.

Für die Qunantuna ebenso wie für die Baining ist ein qanao-Braten wegen des saftigen, rosigen Fleisches eine Delikatesse, die man auch Gästen ohne Bedenken vorsetzen darf. Anders z. B. auf

---

[6] *Kleintitschen*, wie Anm. 4, S. 221 ff. Auch die drei Zauberformeln verdanke ich *P. Kleintitschen*, der mir seine Manuskripte großherzig zur Verfügung gestellt hat.

den Admiralitätsinseln, wo der Fliegende Hund als minderwertige Speise angesehen wird und niemals beim Festmahl aufgetragen werden darf. Man ißt ihn dort ganz gern einmal zur Abwechslung, aber ein häufiger Genuß soll bald Ekelgefühle wachrufen. Allerdings bevorzugen auch die Qunantuna auf ihrem Speisezettel die weiblichen Tiere, weil sie weniger stinken. Dann aber auch, weil man voraussetzt, daß die Geister sich wohl selten in der Gestalt der weiblichen Tiere zeigen. Wie schon erwähnt wurde, schneidet man zwar den Männchen sofort nach der Tötung die Geschlechtsdrüsen heraus, damit das Fleisch nicht durch den üblen Geruch verdorben wird, doch verschwindet der Geruch erst gänzlich beim Braten. An den zusammengebundenen Flügelenden hält man das (oft noch lebende) Tier über ein loderndes Feuer und sengt so den Pelz ab. Mit einem Bambussplint kratzt man die verkohlte Kruste von der Haut. Dann öffnet man durch einen Längsschnitt den Bauch, um Magen, Galle und Gedärme zu entfernen. Alle anderen Organe läßt man darin. Den Schnitt führt man dann weiter bis zum Hals hinauf und teilt durch zwei bis drei Querschnitte den Rumpf in mehrere, noch zusammenhängende Teile. Das Ganze wickelt man zunächst in die Flughaut, dann in Blätter ein und brät es zwischen heißen Steinen. Später wird das saftige Fleisch mit den Fingern auseinandergerissen und an die Esser verteilt. Auch der Kopf wird verspeist, aber nicht die Flughäute. Die langen, dünnen Oberarmknochen (a laqam) hat man schon vorher herausgeschnitten, um sie als Pfriemen beim Zusammennähen der kukuvai- oder bere-Pandanusmatten zu benutzen. Als qoqo dienen sie auch zum Stochern in den Kopfhaaren. Die Zehen- und Daumenkrallen bewahrt man auf, um sie bei Gelegenheit als Amulett zu verwerten, das den Eingebornen Kraft und Gewandtheit verleiht, Bäume zu erklettern; es stärkt den Arm (i vadek lima).

9. Die von den Flughunden angebissenen Früchte.

Eine eigentümliche Anschauung entwickeln die Qunantuna bezüglich des Sammelns solcher Früchte, die von den Flughunden angenagt und weggeworfen wurden. Kein Mann, der etwas auf sich hält, wird in Gegenwart anderer eine solche Frucht (a garu) aufnehmen und verspeisen. Er erachtet es unter seiner Würde, sich von einem qanao beschenken zu lassen. Die Frauen zeigen sich indessen weniger empfindsam und sammeln mit Vorliebe die auf dem Boden herumliegenden ela-Früchte in ihre Körbe. Es enthebt sie der Mühe, selbst auf den Baum zu klettern und sie herunterzuschütteln. Die Kerne werden aufgeklopft, das Innere wird

zwischen Taro- oder Bananenscheiben, eventuell auch zum Fleisch, beim Festmahl vorgelegt.

Mit der metaphorischen Umschreibung a gaga na ela beschimpft man ein Adoptivkind, und zwar auf Grund folgender Überlegung: Der Fliegende Hund, der auf seinem nächtlichen Zuge solche Früchte vom Baume pflückt und damit an einen andern Ort fliegt, um sie in Ruhe zu verzehren, läßt den hartschaligen, abgenagten Kern zu Boden fallen, wo er von den Menschen nachher aufgelesen wird. Der Vergleich mit dem anderswo aufgewachsenen und von einer fremden Person adoptierten Kinde ist offensichtlich: von einer Familie geht es in eine andere über, von einem Gehöft in ein anderes. Wird eine angefressene ela-Frucht von den Männern schon nicht hoch eingeschätzt, so betrachten sie auch ein fremdes Kind, das ihre Frau in die Familie hereinbringt, nicht wie ein eigenes, selbsterzeugtes Kind. Auch hier finden wir wieder die Gleichsetzung von qanao mit Frau [7].

10. Zwei Mythen über Fliegende Hunde.

Zum Schluß mögen noch zwei Mythen hier Platz finden, die P. Zwinge in Nodup aufgezeichnet hat:

1. Eines Tages ging der Fliegende Hund mit der Varan-Echse (Varanus indicus) im Busch spazieren. Da es zu regnen anfing, suchten sie unter einem kleinen Vorsprung am Berghang einen Unterschlupf. Der Regen hielt an. Schließlich wurde ihnen der Raum zu eng und ungemütlich. Beide gruben, um ihn zu einer kleinen Höhle zu vergrößern. Nach einiger Zeit fragte der Fliegende Hund: «Ich bin hungrig. Was werden wir bei dem Wetter essen?» Der Varan antwortete: «Sieh mal zu, ob du für uns beide etwas finden kannst.» Darauf flog der qanao in den Regen hinaus und kam bald mit einigen reifen Bananen zurück. Die beiden Freunde hielten Mahlzeit und saßen dann noch in Unterhaltung beieinander. Wie jedermann weiß, sind Bananen (besonders die kalapua) gasbildend. Und so geschah es denn, daß der Varan sich hören ließ. Der qanao wurde aufmerksam und fragte: «Was stinkt doch hier so unangenehm?» Der Varan schwieg, bis auch dem qanao ein gleiches Mißgeschick passierte. Dann sagte er boshaft: «Was duftet denn hier so wohlriechend? Ich könnte dich ablecken, Freund!» Verlegen fragte der Flughund: «Was hast du vorher gefressen, daß dein Geruch so übel war?» «Krabben», antwortete der Varan, «und du, was hattest du gefressen?» «Nur Bananen, wie du weißt», sagte der qanao. Darauf der Varan: «Das ist eben auch der Grund, weshalb ich dich ablecken möchte.»

---

[7] Vgl. *Meier,* wie Anm. 2, S. 82 ff.

2. Eines Tages hatten ihrer drei, der Varan, der Fliegende Hund und das Känguruh, ein Schwein in der Schlinge gefangen. Sie legten eine Erdgrube mit heißen Steinen aus, um das Schwein darin zu dämpfen. Sie deckten die Grube (Erdofen) sorgfältig zu und beschlossen, in der Zwischenzeit eine kleine Fahrt mit dem Kanu zu machen. Also zogen sie das Kanu ins Wasser und machten es für die Fahrt bereit. Das Känguruh sprang im Wasser umher, der Fliegende Hund faßte nur behutsam mit an, während der Varan untertauchte und heimlich über das Riff zurückschwamm. Er eilte heim, deckte den Erdofen auf und tat sich an dem feinen Schweinebraten gütlich, bis nichts mehr übrig war. Dann kehrte er zum Ufer zurück und wartete auf seine Freunde, bis sie mit dem Kanu zurückkamen. Als sie landeten, fragten sie ihn: «Wo bist du denn geblieben?» Der Varan log: «Ich habe die ganze Zeit hier auf dem Riffstein gesessen.» Als sie danach endlich daheim ankamen, sagte der Varan ganz bestürzt: «Jemand hat unser ganzes Essen gestohlen.» Die beiden andern ließen sich jedoch nichts merken. Am andern Tag fingen sie abermals ein Schwein und dämpften es wieder in der Erdgrube. Das Känguruh spannte nun ungesehen beim Erdofen eine Schlinge auf. Dann gingen sie wieder an den Strand und fuhren mit dem Kanu auf die See hinaus. Und wieder schlich sich der Varan zurück, um den Braten zu stehlen. Aber die Fallenschlinge zog sich plötzlich über ihm zusammen und hielt ihn gefangen, bis seine Freunde zurückkamen. Sie machten kurzen Prozeß mit ihm und schlugen ihn tot.

Résumé.

Bien que le Qunantuna n'ait pour la roussette et la chauve-souris qu'un seul nom, il connaît leurs différences si bien qu'il a donné à presque chacune des quelque 25 espèces un nom descriptif spécial. Par des observations approfondies de la nature il a appris à connaître la manière de vivre des roussettes (gîtes, expéditions nocturnes, nourriture) et même certaines particularités zoologiques plus exactes. Le développement frappant des parties génitales et l'activité sexuelle de la roussette ont fait de celle-ci pour le Qunantuna un symbole sexuel duquel il dérive des noms injurieux pour ses semblables ; il emploie certaines parties du corps de la roussette pour sa magie d'amour. Les roussettes sont des animaux-fantômes représentant aussi bien des démons bienveillants que malveillants. Même dans le mythe de la Création la roussette est mentionnée en premier et elle joue un rôle important dans la création de l'homme. La roussette est chassée la nuit au clair de lune à l'aide de trappes en forme d'entonnoir ou de grands filets

tendus. La chasse au jour aux gîtes des animaux n'est tentée que par un chasseur audacieux qui auparavant emploie des formules magiques efficaces pour se protéger contre les démons. Contrairement à la conception d'autres tribus, les Qunantuna et les Baining considèrent la roussette comme une délicatesse appréciée. Il est cependant nécessaire d'enlever les glandes génitales avant de rôtir l'animal et la femelle est préférée. A la recherche de leur nourriture les roussettes s'attaquent à des quantités de fruits verts dont elles laissent tomber les noyaux durs à moitié rongés. Il est déshonorant pour l'homme Qunantuna, mais non pas pour la femme, de ramasser ces fruits et noyaux. — L'étude se termine par deux mythes relatifs aux roussettes.

Summary.

Although the Qunantuna has only one and the same name for both fox-bats and bats, he knows their differences so well that he has special and descriptive names for nearly each of the perhaps 25 species. Through careful observation of nature he got acquainted with the manner of life of fox-bats (sleeping places, night excursions, food) and even more precise zoological peculiarities. Due to the striking development of the genital organs and the sexual behaviour the fox-bat is a sexual symbol for him. He forms insulting nicknames with it for his fellow-men and uses certain parts of the body for his love-magic. Fox-bats are spirit animals and therefore appearances of the bad as well as of the good spirits. Even in the creation-myth the fox-bat is mentioned as the first animal and plays an important rôle in the creation of man. The fox-bats are hunted in moon-clear nights by means of funnel-shaped traps of large spread nets. Only a bold hunter would venture to hunt the animal's sleeping-places in day-time, protecting himself previously with an effective magic formula from the persecution of the bad spirits. Contrary to the conception of other tribes, the Qunantuna and the Baining consider the fox-bat as a favourite and delicious dish. It is however necessary to cut out the genital glands before roasting it. Moreover the female animal is preferred. While collecting their food the fox-bats often gnaw a lot of unripe fruit and drop the hard-shelled kernels of certain tree-fruit. To pick up those fruit and kernels is disgraceful for the Qunantuna-man but not for the woman.—The article ends with two myths about fox-bats.